

Unseren teuren Toten zum Gedächtnis

Gebet

Keines Menschen Alltag ist frei von erbärmlichen Stunden.
Alles Menschenleben ist Kranken und Wiedergefunden.
Doch in der schwächsten Stunde auch stehe ich nicht um mein Leben,
Gott, du laust es mir nehmen, du hast es gegeben.
Eines erschle ich im Stände der Schwachheit von dir allein;
Laß die kraftlose Stunde mein letztes Stündlein nicht sein!
Gott, du hast mir noch immer die matten und schlaffen
Stunden zum würdigen Leben umgeschaffen —
Laß mich vom Brote des Todes nicht freige und unwürdig essen,
Laß in der heiligen Handlung mich alle durchsittene Schwachheit
vergeffen!
Walter Alex

Die letzten Toten

Würdig seiner großen Vergangenheit, kämpfte das deutsche
Heer seinen letzten schweren Kampf. Es gab in den meisten
Kampagnen noch einen Rest alter, kriegserprobter Offiziere
und Soldaten, die den Rückzug Schritt für Schritt bedien, ver-
rissen, den Tod betrachtend, hoffnungslos. Viele von ihnen,
die die Schmach des Vaterlandes nicht erleben wollten, wichen
den Tod nicht. Sie erwarteten ihn auf dem Posten, auf den
der Befehl sie stellte, die Seele erfüllt von Gram und Einsam-
keit. Es waren die Tapfersten der Tapfern in diesem Kriege.
Kein Wort, kein Lied kann der Größe ihres Heldentums ge-
recht werden. Nirgends auf der Welt gibt es ein stolzeres
Kriegertum, und ewig wird über den unbekanntem Gräbern
der letzten Toten dieses Krieges der Hülfschlag des Ruhmes
rauschen.

Die Toten leben!

Hinter uns liegt wie ein nächtliches Schlachtfeld, auf dem
die Menschen von seelenlosen Maschinen erschlagen liegen, das
vergangene Jahrhundert. Das Jahrhundert des Fortschritts
und der Technik, wie es sich gern nennen lieg. Das Jahr-
hundert der kalten Wissenschaft, der Intelligenz, der Zahl, der
materialistischen Denkart. Aber auch das Jahrhundert ohne
Ehrfurcht.

Wir wollen gerecht sein: Es hat Großes geleistet und er-
reicht, aber unter welchen Opfern! Menschen und Menschtum
wurde erbarmungslos unter die Füße getreten, damit Fort-
schritt sein könne. Es war die schwerste und böseste Schule für
den deutschen Menschen; für und Ueberlebende, die wir heil
wieder aus der Hölle der kalten Vernunft aus warme Son-
nenlicht emporgestiegen sind, war es die härteste Probe auf die
ideale Gefinnung, die man sich ausdenken kann. Wohl dem,
der sie bestand! Er ist für immer gereit gegen die Verföh-
rungen der Egoisten. Wer das erbarmungslose System der
verbündeten Geldherrscher, Wissenschaftler und Techniker
durchschaut hat, der kennt die unsehbare Waffe, mit der er
ins Herz trifft; sie heißt: Gotteszueverlicht.

Das vergangene Jahrhundert hat in seiner Verhärtung
und ehrfurchtlosen Kugler Gewalttätiges geleistet. Der auf einen
Punkt gesammelte kalte Verstand, kühler auf sein Ziel los-
gehend, hat die Herrschaft des Menschen über die Natur bis
an die letzten Grenzen erweitert. Aber etwas hat er nicht ge-
sonnt: die Todesangst austilgen. Es schleppte den Einzelnen
in die fürchterliche Vereinfachung der Selbstverantwortlichkeit
und individuellen Freiheit; und wie ein im leeren Welt-
raum irrendes Trümmerstück mußte er im Wesenlosen seine
Bahn ziehen; allein leben, allein kämpfen, allein untergehen.

Denn der Mensch sei ein Stück Materie, mit Verstand und
Vernunft begabt, aber weiter nichts als Körper, als ein aus
Zellen zusammengefügter Leib, eine Denkmachine, ein hoch-
entwickeltes Tier. Er möge alle Kräfte aufbieten, um sich zu
erhalten. Wer nicht Gewalt anwenden kann, der gebe zu-
grunde. Eine widerliche und empörende Lehre von der „Kün-
stliche der Lichtigkeit“ brachte die unerschämtesten Ausbeuter
und Gewalttäter und die bedenkenlosesten Spitzbuben in die
erste Reihe. Das Leben genießen! zusammenraffen und über-
leben, andern die Beute abjagen! leben und praffen — denn
mit dem Tod ist alles zu Ende! Die Angst vor dem Tode war
es, die aus den ersten Kindern des materialistischen Weltalters
alles an Kraft, aber auch an Bösheit herauspreßte. Doch hinter
ihnen liegt in den ganz stillen Stunden der Einsamkeit im
Dunkeln wie ein furchtbares Gespenst die Frage auf: „Wenn
nun der leibliche Tod doch nicht das Ende wäre? wenn doch
jemand aufstünde, der Rechenschaft fordert, wenn es doch eine
Seele gibt und einen Gott, der Geist ist, der aus dem Ge-
wissen spricht? wenn es doch ein Dasein nach dem Tode gäbe?“
Wir kennen seltsame Beispiele von hellberühmten Men-
schen, denen längst Verstorbenen im Geist erschienen sind in
hellerer oder dunklerer Gestalt, nach dem Maß von Sünden,
die sie aus Habgier und Genußsucht begingen. Man weiß
von Menschen, die jahrelang gleichsam als bloßer Wider-
schein des Lebens in ihrer fürchterlichen Hölle ohne irdische
Bedürfnisse unter uns wandelten, wie ein Gefäß geistiger
Räuche auf der Erde. Wir wissen von den Ueberlebenden der
Polkugler und der Ander, die in der körperlichen Gestalt
des Menschen und aller Wesen nur ein Inkarnation der Seele
sahen, die zerfällt, wenn die Seele auf ihrem Gang zur Ver-
söhnung einer anderen Verkörperung bedarf, den Reiznam als
Rückenpille zurücklassend. Wir hören Goethe zu Eckermann
sagen: Er verlange von der Natur, daß sie ihm eine andere
Daseinsform zeige, wenn die Gestalt, in der er jetzt auf der
Erde wandelt, nicht mehr ausreicht.

Es ist eine trostlose Lehre der Darwinisten und Monisten,
daß nur das Irdische, das Reßbare, Bägare, Zählbare er-
halten bleibe in der Verwandlung zu Staub und Schlamm
und daß der lebendige Menscheneib letzten Endes nur der
Dünger für niedere Lebewesen sei, und daß qualerleht alles
Geweitene finstlos und nutzlos zusammenfließe zum toten ver-
reinteten erkalten Erdball. Das ist auch eine Lehre von der
Erhaltung und von der Ewigkeit, die banalste und armseligste,
die man sich denken kann. Viele Menschen entsagten sich davor
und stoben in das Geister- und Gespensterwesen. Das Jahr-

hundert des trassen Materialismus mußte mit Notwendigkeit
zugleich das des tollsten Aberglaubens sein. Der Furcht, weil
es keine Ehrfurcht kannte. Die Schwächlinge warfen sich den
Spiritisten, Okultisten, Transzendentalisten und andern
Doxenmeistern in die Arme, die es leicht hatten, ein entwür-
zeltes, glaubensloses und gedüngtes Geschlecht zu betriegen,
und sich selber dazu.

So Religion ist, da ist der Gedanke der Unsterblichkeit ihr
wesentlicher Teil. Nicht die Unsterblichkeit des Körpers, son-
dern die volle Zuversicht, daß nichts von allem, was besteht,
zugrunde geht und restlos ausgelöscht wird, als sei es nie ge-
wesen. Eine geheimnisvolle Stimme in unserem Innern kratzt
die Sinne Augen, die nur anerkennen wollen, was mit Hän-
den zu greifen ist. In manchen Stunden überfällt uns wie
ein Blitzstrahl der Erleuchtung die Erkenntnis, daß unsere
Sinne und der Körper nur eine einseitige Form unseres Selbst
zum Ausdruck bringen, daß damit noch längst nicht unser Sein
ausgefüllt ist.

Was treibt uns unablässig zur Vollendung unseres Be-
seins, zur Persönlichkeitwerdung? Es ist die Seele, das Ich-
gefühl, das die Besonderheit des Einzelwesens zum Ausdruck
bringen will. Und was löst uns in tiefen Schauern die Welt
erleben, als wäre sie ein Stück von uns? Es ist der Geist
Gottes, von dem wir ein Teil sind und der aus uns in diesen
seltenen toßbaren Stunden spricht. Gott — das All — das
Ewiglebende, dessen wir so gewiß sind, wie unser selber, weil
es kein anderes Leben gibt als ein Dasein im Schoße des All-
umfassenden.

Son hier aus führt nur ein Schritt zu der abendenden Er-
kenntnis, daß alle Dinge und Wesen, die „in Gottes Hand



Hier ruhen 2335 Gefallene

Deutsche Kriegsgräberstätte Wambrechtel,
Rostbrantreich, nach der Ausgestaltung durch den
Volkbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge aus
Mitteln der Paten, des Landesverbandes Bayern
und des Kreisverbandes Pfalz des Volkbundes.

haben“ ebenso unvergänglich sind wie das All. Unseren Sinnen
und unserem Denken, den nur eine Seite des Daseins erfassen-
den Organen bleibt es ein verborgenes Geheimnis, das sich den
geistigen Kräften offenbart. Hier gelten keine Beweise, sondern
„wer es fassen kann, der fasse es“. Nur selten und ganz heim-
lich, wenn das Denken zur Ruhe ging, taucht aus der Tiefe
des Gemüts ein leuchtender Schein auf, der die Welt beleuchtet,
wie sie ist, als ein unendlich-ewiges Gewebe von Erscheinungen,
Gefühlen und Gedanken, die uns in Augenblicken höchster Ent-
rücktheit in den Jubelruf ausbrechen lassen: „Das bin ja Ich!“
Seid getroßt, die Toten leben! Ihr Sein und Fühlen um-
gibt uns heute und immer. Sie haben nur ihre Gestalt ver-
ändert, und was da in die Erde gesenkt wurde, das ist eine
Form für unsere Sinne, es ist die körperliche Hülle für Wesen,
die in anderen Gestalten Gottes Dasein in ihrer Art weiter-
leben. Verlaßt sie nicht, die für Deutschland fielen! Sie leben
neben uns in Wirklichkeit und Wahrheit, als Geister vom Geist
erkannt und segnen unser Herz!

Heldengräber im Westen

Bilder von einer Fahrt zu deutschen Kriegsgräberstätten.

Nach mühsamen Verhandlungen gelang es dem Volkbund
Deutscher Kriegsgräberfürsorge, die Gräberstätten unserer
Gefallenen wieder in Ordnung zu bringen. Von der uner-
müdlichen Arbeit dieser logenreichen Organisation berichtet die
nachstehende Schilderung.

In den Argonnen

Durch die heikumschrittenen Argonnen, an dessen Ufer,
in Baranues, der amerikanische Staat Pennsylvania ein präun-
volles Denkmal errichtete, kommen wir zum deutschen Friedhof
Cheppy, der von den deutschen Soldaten noch während des
Krieges angelegt und von der französischen Militärbehörde
nach dem Krieg erweitert wurde.

In Romagne sous Montfaucon finden wir den größten
amerikanischen Friedhof der Westfront. Mit einem Aufwand
von 4 Millionen Dollar ist hier eine riesige Anlage errichtet.
Auf einem Hügel erhebt sich eine monumentale Gedendhalle,
in deren Wände die Namen der Toten eingegraben sind. In
der Krypta sind amerikanische Raburen gruppiert, in kalter
Bracht stehen 15 000 weiße Marmorleuzen den Gang zur Tal-
solle hinab, wo ein Teich mit Goldfischen und Seerosen an-
gelegt ist.

In nächster Nähe befindet sich der deutsche Friedhof Ro-
magne sous Montfaucon, der noch nicht vollständig ausgebaut
ist. Durch einen kapellenartigen Torbau gelangt man in diese
deutsche Kriegsgräberstätte, die eingebettet ist in dichten Tan-
nenwald. Der Wind fängt sich darin und in dem Heidekraut,
das auf die Gräber gepflanzt ist, summen die Bienen.

Verdun

Grabenlinien ziehen sich rechts und links der Straße, die
wir jetzt fahren, an Abhängen hinauf, Granattrichter reißt sich
an Granattrichter, es ist die Hölle des Weltkrieges, die hier
tobte, es ist Verdun, dem wir uns nähern.

Am 24. Februar 1916 eroberten tapfere Brandenburger
das Fort Douaumont, das die halbe Nordfront Verduns völlig
beherrschte. Von diesem Tage an war Douaumont der ge-
ächtete Nadel des Molochs Verdun, der erst nach Monaten
fakt wurde.

Durch dumpfe Kasematten führt uns ein französischer In-
valide. Vor einem riesigen Haufen von Beton, Stein und
Mauerwerk hält er: Es ist die ehemalige Munitionskammer,
die in die Luft flog. Sie wurde zum Grab von 600 deutschen
Soldaten, deren Namen auf kleinen Kreuzen stehen.

In dem großen Weinhaus auf dem Höhenrücken unterhalb
des Fort Douaumont lesen wir die schier endlose Reihe der
französischen Divisionen, die hier verbluteten. In der lang-
gestreckten, in rotes Licht getauchten inneren Halle stehen
schwarze Sarkophage, deren jeder die Gebeine zweier unbekann-
ter Soldaten, die an den Brennpunkten des Kampfes um Ver-
dun fielen, enthält. Zwischen 8 und 10 Uhr abends strahlt
vom Turm des Weinhauses ein Scheinwerfer in die Nacht,
zum ewigen Gedenken der Gefallenen.

Vor dem Weinhaus erstreckt sich ein weiter französischer
Friedhof, mit unzähligen weißen Betonkreuzen und halbrunden
Grabsteinen für die Mohammedaner. Ueber ihnen weht die
Tricolore.

Man führt uns auch zu dem berühmten „Bajonettgraben“. Angeht
wurden hier französische Truppen völlig verhölet. Ba-
jonette ragen aus der Erde, über die Amerikaner ein Denk-
mal gebaut haben.

Ueber der Schlucht stehen wir ein Denkmal des deutschen
Heldentums: Am Fuße des Forts Souville, der letzten Stel-
lung vor Verdun, sitzt ein in Stein gebauerter stehender Löwe
den äußersten Punkt, zu dem die feldgrauer Trümmer im
Kampf um Verdun vorgebracht waren.

Ein Reiterfriedhof

Als die deutschen Heere im Anfang des Krieges ihren
Siegeslauf machten, tauchte im Heresbericht ein Name auf:
Lagarde. Die erste und einzige Attacke des Großen Krieges im
Westen wurde hier geritten. Baderische Mannen fielen bei dieser
Attacke für Deutschland. Rint Reihen eisener Dachkreuze
stehen nebeneinander auf rosenbewachsener lothringischer Erde.
Wischen jungen Bäumen steht das Denkmal mit der Aufschrift:
„Friedensstätte deutscher Krieger, die im Weltkrieg 1914/18 in
Lagarde und Umgebung den Heldentod gefunden.“

In den Vogesen

Das Mühlertal hinauf geht es zu den Kammstellungen
in der Gegend des Barrenkopf, Schragmännle, Linckopf. Am
Schragmännle sind Arbeitskolonnen besetzt, die Gräben
einzeichnen und das Gelände von Kriegsmaterial zu säubern.
Ungeheure Mengen von Stacheldraht und Wellblechstücken sind
zusammengetragen worden. An den Hängen stehen überall
noch massive Mannschafts- und W.-Unterstände.

In unmittelbarer Nähe des Kampfortes, am Schrag-
männle, ist der höchste deutsche Kriegsriedhof Varenstall, in
28 Meter Höhe, angelegt. Er liegt sich den Dang hinauf,
völlig mit Heidekraut bepflanzt; auf den Kameradengräbern
sind, von Latzschbäumen umgeben, zwei wichtige Denkmale
errichtet.

Wir lesen:
Wir liegen zusammen in Reih' und Glied
Wir hauden zusammen im Leben.
Draum gleiches Kreuz und gleicher Schminid
ward uns auf's Grab gegeben.
Nun har'n wir aus vom besten Streik
Und har'n getroßt der Ewigkeit.

Ein kurzer Besuch gilt dem in der Nähe liegenden fran-
zösischen Alpenjäger-Friedhof Bettstein mit 3100 Toten.
Selten war der Kontrast zwischen deutscher und französi-
scher Totenerhebung so deutlich wie hier im Waldgebirge. Wäh-
rend die deutsche Ruhestätte Varenstall in Anlage und Ver-
pflanzung der Landschaft anpaßt ist, in der die Männer
starben, finden wir in Bettstein eine Anlage mit denselben
weißen Betonkreuzen wie in der Ebene, nacktem Boden, keine
Bäume. Fremd liegt er in dieser Landschaft.

Totenjounat

Ein Ader nur will heut' erblühen,
Der Wald so still, so lahl das Feld,
Das einst geraucht in Wehren; —
von Lichtern hell, von Kränzen grün,
Belant von Liebedagern.

„Herr, laß sie schau'n dein ewiges Licht
Und ruhn in ewigem Frieden!“
Die Kerzen glühen, die Kränze wehn,
Und aufwärts waalt ein Meer von Licht'n
Für alle, die geschieden.

Der Schein erlischt, der Kranz verdorrt,
Bald deckt der Schnee die Gräfte.
Allein des Angedenkens Licht,
Das leuchtet Reiz und schwindet nicht
Und strahlt durch Nacht und Kläfte.

O, daß von ihm genährt, die Saat
Der Toten Früchte trage!
Daß uns wie sie die Liebe lenke,
Daß unser auch ein Herz gedebne
Dereinst am Fest der Totenlage.

G. Wagner.

Alte Grabsteine erzählen

NSK Wer mit besinnlichem Schritt durch die kleinen Dorfkirchen wandert oder mit aufmerksamen Blicken die alten Pfarrkirchen durchstreift, der findet auf allen Wegen viel altertümliche Grabplatten als Zeugen eines würdigen Totenkultes. Sie sind die letzten feingewordenen Erinnerungsbilder an vergangene Generationen. Sie erzählen vom Leben und Sterben unserer Ahnen, sie sind die unverlöschbaren Dokumente ihrer Zeitgeschichte. Ihre Kunstwerte zeugen vom Formenreichtum mittelalterlicher Zeit, ihre Symbolik beweist unserer Väter wahrhaft innige Frömmigkeit; sie sind die Bindglieder zur Tradition, die Träger bodenkundiger Erinnerungswerte.

Die ältesten Grabsteine, die uns erhalten blieben, gehören dem 12. Jahrhundert an. Aus früheren Zeiten sind nur sehr wenige Stücke bekannt. Mit sicheren Schnittlinien wurden die Umrisse der Verstorbenen in den Stein eingegraben, auch die Inschrift wurde auf diese Weise fast unverwundbar erhalten. Die Konturen erhielten eine Ausfüllung aus dunkler Masse, seltener eine Auslegung mit schmalen Messingstreifen. Sehr frühzeitig setzt aber auch bereits, begünstigt durch die hochlebende Kultur der Kloster- und Dombauhütten, die Reliefplastik ein, die sehr schnell zur Graburne entwickelt worden ist.

In erster Linie sind es die adeligen Herren, die als Patrone oder Landesfürsten ein Anrecht auf die Verehrung in der Grabplatte hatten. Da leben noch heute die würdigen Ritter in stattlicher Rüstung vor den Mauern der Gräfte, als wollten sie Wache halten bis zum jüngsten Gericht. Kunstvoll nachgebildet sind die Rüstungen; die Linde liegt am Schwertgriff, während die Rechte den Helm oder das Wappen hält. Das Bild ist meist hochgeklappt, wir schauen in herrliche, fähne Männergesichter, die zu ihrer Zeit mit fester Hand des Landes Grenzen schützten oder seine Geschichte bestimmten.

Mit besonderem Reichtum sind die Landesherren und regierenden Fürsten in ihren Grabmälern bedacht worden. Besonders die spätere Gotik, die mit den herrlichsten Techniken zu arbeiten verstand, hat auf diesem Gebiete wahrhafte Meisterwerke geschaffen. Aber nicht nur in den großen Residenzstädten finden wir diese Zeugen großer Kunst, selbst bis in die kleinsten Städte, ja, in die Dörflchen unseres Landes sind Kunstwerke von außerordentlich hohem Werte gedrungen. Die Wappen des Toten, aber auch die seines Geschlechtes sind für die Forschung wie für die Kulturgeschichte sehr wertvoll. Die Inschriften, die wie ein breites Schirmdach die Tafeln umgeben, sind außerordentlich ausschlüssig für die Geschichte einzelner Familien wie die des Landes. Selbst die Familienforschung darf auf diesen feineren Grabmälern ihre besten Kenntnisse schöpfen.

Nicht weniger würdig und wertvoll sind die Grabsteine der geistlichen Herren. Die Kathedralen unserer Städte sind voll beachtenswerter Steingeigen, die durch Bildreliefs und Schrift an die hervorragenden Kirchenfürsten erinnern. In allen Klosterkirchen, die meist über besonders geschulte Künstler und Handwerker verfügten, finden wir jene Epitaphien, die wegen des Reichtums ihrer Formen auch in die Kunstgeschichte eingegangen sind. Aus Granit oder feinstem Borphyr sind die Steinplatten gerichtet, Peter Vischer, der berühmte Nürnberger Erzgießer, schuf rechte Wunderwerke seiner Gießerkunst. Im vollen Ornat finden wir die Bischöfe dargestellt, mit Mitra und Krummstab, zu ihren Füßen die Attribute der weltlichen Macht. Aber auch dem höchsten Dorfpfarrer sollte seine Gemeinde einen Grabstein, der auch fernsten Geschlechtern noch von der Verbundenheit jener Zeit Kunde geben wird.

Mit der Renaissancekunst, die freiere, weltlichere Formen der Darstellung bringt, erscheinen auch die Grabsteine für Frauen zahlreicher und auffälliger. Sie geben Kunde von den Moden der damaligen Zeit und verflüchten nicht den Geschmack und den Wohlstand jener Toten eindringlich zu betonen. Unsere Kenntnis vom Leben der Vorfahren wird durch diese Darstellungen wesentlich bereichert. Das ferne Ziel der Fälschen und Küssen ist meisterhaft dargestellt, die Spitzen tragen und Betrüben der Männer sind mit gleicher Liebe behandelt worden. Selbst die Wiederkinder sind in den feineren Grabplatten verewigt worden.

So findet jene Zeit in der Grabmalerei ihren eigenen Ausdruck. Das heitere, lebensfrohe Barock verklärt auch im ersten Totenkult nicht die schonungsvolle Kraft seiner Ornamente. Im Rokoko zeigen selbst die Grabsteine etwas von dem tänzerischen Fauber jener farben- und formenreichen Kunstperiode. Theatralisch und würdig erscheint der Klassizismus, voller symbolischer Schwärze ist die Zeit der Romantik. Der schlichte deutsche Bürgerstil, fälschlich „Wiedermeier“ genannt, bringt eine Selbstbeherrschung und richtet das Kreuz auf den Grabhügeln wieder auf. Aber das Ende des 19. Jahrhunderts weist zahlreiche Beispiele eines schlechten Geschmacks und einer wenig rühmlichen Verflachung auf, die unsere Friedhöfe in starkem Maße verschandeln. Erst die Neuzeit schuf eine Fülle guter Grabsteine, die mit ihrem würdigen

Schmuck unsere Gottesäcker zu ersten Feierplätzen werden ließen.

Aus unserem kleinen Heimatdörfchen sind uns die Grabsteine der Volkskunst gelangt. Bekannt sind die schmiedeeisernen Kreuze, die schlichte Sandwörter mit feinem Verständnis zu schaffen wußten. In den Gebirgstälern der Alpen und der anderen Bergzüge kennen wir köstliche Werke der Schnitzkunst, die eindringlich und mahnend zu uns sprechen. Diese schlichten Heischen aus bodenkundigen Baumstoffen sind von unseren Soldaten während des Feldzuges wieder neu belebt worden. Auch kunstverständige Männer in der Heimat nahmen die alten Gedanken wieder auf. Manches schöne Beispiel dieser Art ist auf unseren Friedhöfen zu finden.

Wenn wir in diesen Tagen wieder härter den Anschluss an bodenkundige und volksverbundene Werte suchen, dann soll auch die Grabmalerei nicht vergessen werden. Denn im Totenkult und in der würdigen Ehrung liegen die wertvollsten Kräfte unseres Volkes. Der Kunstwert der christlichen Symbolik ist immer ein guter Ratgeber für die Tiefe der religiösen Bindung einer Zeit.

Sarina

Ein seltsames Erlebnis auf Java

von E. van Nidh de Jende

Während meines letzten Aufenthalts auf Java wohnte ich mit meinem Personal in einem großen Haus in Weltevreden bei Batavia. Für einen unterbezahlten Mann, der oberdem den ganzen Tag im Geschäftsbüro der Batavia zu tun hat, ist es sehr wichtig, sich auf sein Hauspersonal verlassen zu können. Die Waise, die ich im Hause alles dreht, ist dann der Sepen, der Hausjunge, der an der Spitze der Hausangehörigen steht. Und ich hatte einen ausgezeichneten Sepen mit Namen Rusdijib.

Es war ein merkwürdiger Mensch, dieser Rusdijib. Für einen Eingeborenen war er ziemlich groß, er hatte ein hübsches Gesicht mit leicht gebogener Nase und die dunkle Hautfarbe, die die Männer von der Nachbarinsel Madura oft haben. Er war für einen Hausbedienten recht geildet, schrieb eine gute Handschrift und sprach perfekt Holländisch. Ferner hatte er noch eine Eigenheit, die man unter den Eingeborenen nur selten fand: er war sparsam. Rusdijib hatte eine Sparsamkeitsbuch, auf das er jeden Monat einen Teil seines Lohnes einzahlte. Er trug sich mit Heiratsplänen und nahm diese sehr ernst. Der Gegenstand seiner Reizung war eine junge Sundanesin, die mit ihrer alten Mutter in einem Dorf oberhalb Wuitenzorg wohnte.

Er ging wenig aus. Einmal im Monat fuhr er am Sonntagmorgen nach der „Reistafel“ nach Wuitenzorg und kehrte dann Montagmorgen vor dem Abendessen wieder heim. Eines Montags erhielt ich eine Karte von Rusdijib, auf der er mich um Urlaub bat, ein paar Tage länger bleiben zu dürfen, weil Sarina, seine Auserkorene, krank sei. Drei Tage später kam er des Morgens mit dem ersten Zuge aus Wuitenzorg zurück und bediente mich beim Frühstück.

Ich fragte ihn, ob es Sarina besser ginge, und er antwortete mir, daß Sarina tot sei. Am Tage vorher sei sie gestorben an den Folgen von „fakt panas“, das heißt: „Krankheit heiß“, also Fieber. Damit bezeichnet der Eingeborene viele Krankheiten, die er nicht anders kennt, und ich mußte daher annehmen, daß die arme Sarina an einem heftigen Fieberanfall gestorben war.

Es mochten ungefähr zwei Monate vergangen sein, als ich eines Abends bei meiner Rückkehr aus dem Büro Rusdijib vor meinem Hause im Gespräch mit einer alten Frau antraf. Sie unterhielt sich so lebhaft und geheimnisvoll, daß sie mich zuerst nicht hatten kommen sehen. Nachdem ich ein Bad genommen hatte, brachte mir Rusdijib den Tee und die Zeitung auf die Vorgalerie. Jögend blieb er am Tische stehen. Ich sah ihn ermunternd an und fragte: „Rus, Rusdijib, was gibt es?“ Er erzählte mir, daß die alte Frau, die vorn im Garten saß, Sarinas Mutter sei. Sie sei gekommen, um ihn zu benachrichtigen, daß etwas nicht in Ordnung sei mit Sarina. „Mit Sarina?“ fragte ich erstaunt. „Ja, Sarina ist tot.“ „Ja... nein...“ das heißt, sie sei nicht völlig tot. Sie könne wieder zurückkehren, wenn sie nur erst wieder die Nacht über ihr Herz bekommen würden, die ihr genommen sei. Und er fragte, ob er mit der Alten nach Wuitenzorg gehen könne, um zu versuchen, Sarina zurückzugewinnen.

Ich begriff nichts von der Erzählung, aber der arme Keel war so berührt und aufgeregt, daß ich ihm erlaubte, mit der alten Frau mitzugehen. Er versprach in drei Tagen zurückzukommen. Aber nach drei Tagen erschien ein anderer Diener, der von Rusdijib geschickt war, um ihn zu vertreten, weil er selbst noch nicht wiederköme, wie er in einem bösschen Brief an mich schrieb.

So vergingen wieder mehrere Wochen. Der neue Hausjunge war nicht schlecht, wen er auch nicht die Gewandtheit und guten Manieren seines Vorgängers besaß. Da er aus

demselben Dorf war wie dieser, fragte ich ihn einmal, als er einen Tag Urlaub hatte, wie es mit Rusdijib ginge. Rusdijib habe viele Sorgen. Er habe ihn gefragt, wie es mir ginge, und habe ihm gesagt, daß ich der einzige Mensch auf der Welt sei, der ihm helfen könne. Dieser Beweis der Anhänglichkeit ging mir sehr nahe. Ich fuhr ein paar Tage später, gegen Abend, nach Wuitenzorg. Rusdijib saß in der Vorgalerie eines einfachen Häuschens. Er grüßte mich, schien aber nicht überrascht, mich zu sehen. Er sah sehr verfallen und zerlumpt aus und begann sähig und nervös eine verworrene Geschichte zu erzählen. Der Chinese wollte nicht... Er habe mir doch von dem Chinese erzählt, der den alten „Dufum“, den japanischen Medizinmann, bekehren habe, ihm tote Sclaven zu verschaffen...? Wüßte ich das nicht? Awie Lim Hof, der Chinese, der dort oben in seinem Landhaus wohne, habe Menschen nötig, die in seinen Gummipflanzungen arbeiten müßten. Aber die Männer und Frauen aus den umliegenden Dörfern wollten nicht bei ihm arbeiten, weil er schlecht bezahlte und die Leute schlug. Und darum habe der Chinese den alten Dufum bekehren, ihm tote Sclaven zu besorgen... Ob ich das nicht verstände? Er, Rusdijib, habe dann den Doktor angestrichelt, der habe zuerst getan, als ob er von nichts wüßte, aber dann habe er den Alten mit seinem Rappmesser bedroht, und eingeschüchert habe dieser zugegeben, kranke Menschen so behandelt zu haben, daß sie scheitern würden, damit sie des Nachts aufwachen und für den Chinese arbeiten. So wäre es auch Sarina ergangen und er habe den Chinese angefleht und beschworen, Sarina wieder lebend zu machen, aber Awie Lim Hof habe ihn wie einen Hund von seinem Grundstück jagen lassen. Er bat mich dringend, ihn zu begleiten, damit er mir die Sclaven des Chinese zeigen könnte. Ich ging mit ihm.

Unterwegs sprach er weiter in kurzen, abgebrochenen Sätzen: „Jeder weiß doch, daß der alte Dufum ein Mittel hat mit dem er die Menschen scheitern machen kann... Man läßt ihn zu den Kranken kommen, die „fakt panas“ sind, und der Alte gibt ihnen das Mittel ein, mit dem er dem Schurken von Chinese zu Ruin verhilft. Dann ist es genau so, als ob der Kranke gestorben sei. Aber es ist nur das Herz, das tot ist. Man kann dann nicht mehr denken, und man hat keinen Willen. Doch der Körper kann willenlos aufstehen und arbeiten. Und Awie Lim Hof läßt die Toten auf seiner Plantage arbeiten...“

Blödsinnig blieb Rusdijib stehen. „Doch, Herr“, flüßerte er. In der Tat vernahm ich jetzt nicht weit von uns die Laute von Haden und Schaufeln. Das Klang mir seltsam in die Ohren, denn niemals pflegten die Eingeborenen in der Nacht auf dem Lande oder in den Pflanzungen zu arbeiten. Wir gingen auf das Geräusch zu. „Sieh, Herr“, sagte mein Begleiter heiser. Nicht vor uns waren drei Männer damit beschäftigt, den Boden zwischen den Bäumen umzugraben, eine Frau war eifrig beim Jäten. „Sarina?“ fragte ich leise. „Ja“, antwortete Rusdijib, „das ist Sarina. Der Mann, der uns am nächsten steht, ist Karta, aus demselben Dorf, der vor sechs Monaten gestorben ist.“

Ich bin von Natur aus nicht ängstlich, aber ich muß doch gestehen, daß mir sehr unheimlich zu Mute war. Ich sah die Menschen in einer Entfernung von noch nicht zehn Metern von mir arbeiten. Ich hörte das Geräusch der Werkzeuge... Ich rief: „Sarina! Karta!“ Sie arbeiteten weiter, ohne aufzusehen. Rusdijib lachte: „Sie hören Dich ja nicht, Herr.“ Ich ging zu den Menschen heran und wollte sie berühren. Blödsinnig waren sie fort. Ich sah mich um, nun standen sie mit einem Male an einer anderen Stelle und arbeiteten.

„Loh und zurückgeben, Rusdijib“, sagte ich.

„Noch nicht, Herr, ich muß noch hier bleiben.“

Wie ich allein den Weg zum Dorf zurückgefunden habe, weiß ich nicht mehr. Ich hatte später das Gefühl, als ob ich geflogen sei wie ein entfloherer Vogel.

Einige Tage später las ich in der Zeitung, daß der reiche Chinese Awie Lim Hof vor seinem Landhause oberhalb Wuitenzorg ermordet aufgefunden worden sei. Anfangs glaubte die Feldpolizei an einen Raubmord, aber es wurde nichts vermist und es handelte sich also vermutlich um einen Raubmord. Ich hielt es für meine Pflicht, mich mit der Polizei in Verbindung zu setzen und alles zu berichten, was ich von Rusdijib und den „toten Sclaven“ wußte. Der Kommandant der Feldpolizei hörte meinen Bericht mit höchlichem Interesse an. Es wurde auch eine Untersuchung in dem bewußten Dorf angestellt. Aus dem alten Medizinmann war kein Wort herauszufriegen; Sarinas Mutter war verschwunden und auch von Rusdijib war keine Spur mehr zu finden.

Hatte ich geträumt? Hatte ein wahnsinniger Eingeborener es verstanden, mich so stark zu beeinflussen, daß ich sah, was nicht da war?... Noch heute, nach so vielen Jahren, wage ich es nicht, die Frage zu beantworten.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Holländischen.)

Jeder ist verdächtig!

Rätsel um den Tod des Malers von der Straat von Reinhold Eichacker.

44. Fortsetzung Nachdruck verboten

„Woher wissen Sie das?“ fragte Brandt scharf. „Schleicher erzählte es in dem belauschten Gespräch mit Frau Ferron.“

Till blätterte nervös in den Akten und sah Gena Martenbach an, die das Protokoll führte.

Sie war seltfam blaß, als sei sie überanstrengt. Hüllerns Bernehmung währte schon eine Stunde.

„Dagner hat von einem derartigen Besuch dieses Sohnes bisher nichts erwähnt.“ stellte er fest.

„Trotzdem ist es Tatsache“, beharrte Hüllern. „Was schon daraus hervorgeht, daß von der Straat Schleicher am Abend seiner Ermordung zu sich kommen ließ und ihm Vorwürfe machte. Die Auseinandersetzung muß sehr erregt gewesen sein. Einige Stunden darauf war von der Straat tot. Das besagt wohl genug — wie?“

Mit befriedigtem Lächeln beobachtete Hüllern die Wirkung der neuen Enthüllung.

Kettler nahm Till beim Arm und zog ihn zu Brandt nach dem Fenster hinüber.

„Was halten Sie davon, meine Herren?“ meinte er gedämpft. „Ganz aus der Luft gegriffen kann es kaum sein. Wir wissen, daß Schleicher der letzte Besucher bei van der Straat war. Wissen auch, daß die Unterhaltung erregt verlief. Die Worte, die Dagner gehört haben will — „gemeine Handlungsweise“ — „ein Verbrechen“ — „jahrelang unschuldig leben“ — würden durch diese Version eine glaubhafte Bestätigung finden.“

„An einer derartigen Unterredung mit Schleicher zweifle ich nicht.“ sagte Till.

„Dann müßte also, nach Ihrer Annahme, Schleicher den Maler vergiftet haben?“ fiel Brandt ein.

„Annahme?“ Kettler hob beide Schultern. „Annahme geht wohl zu weit. Immerhin: Vermutung. Noch Dagner

Aussage hat er die Orangeade ins Zimmer gebracht, während Schleicher noch da war. Die Orangeade war später vergiftet. Zwischen Schleicher und van der Straat war jetzt offene Feindschaft. Nach Schleicher ist niemand im Zimmer gewesen. Das alles scheint mir so ineinanderzupassen, daß daraus ein schlüssiger Indizienbeweis werden könnte.“

„Der ein Justizmord“, meinte Brandt zweifelnd. „Wieso?“ fuhr Kettler, ein wenig verärgert.

„Weil ich einen erheblich stärkeren Verdacht auf einen anderen Täter haben muß.“

„Und der wäre?“

„Darüber bitte ich heute noch schweigen zu dürfen.“ Till lächelte spöttisch.

„Denn Brandt müßte die hunderttausend Mark gewinnen!“

Der Inspektor sah ihn scharf an.

„Vor allem lüde ich es nicht, dauernd Verdächtige zu konstruieren, bevor ich vernünftige Nachweise habe. Sonst kommen wir eben mit Notwendigkeit in unsere heutige Lage, wo ungefähr jeder Mensch, den wir kennen lernen, zu einem Verdächtigen wurde! Während vielleicht der richtige Täter entwischt. Ich bin gewohnt, erst den Beweis zu versuchen und in jähler Eiligkeit vorzubereiten, bevor ich einen Verdacht ausspreche. Herr Inspektor Till!“

In peinlicher Verlegenheit sah der Landgerichtsrat zu Brandt hin, dessen plötzliche Heftigkeit ihn überraschte.

Till gab keine Antwort. Er schaute durchs Fenster hinab auf die Straße.

„Denn Doktor Till hat doch nur einen Scherz machen wollen, mein lieber Inspektor!“ versuchte der Richter nervös zu vermitteln. „Und über die Untersuchungsverfahren kann man verschiedene Ansichten haben. Welche Erfolge Sie hatten mit Ihrer Methode, ist allen bekannt, lieber Brandt.“

Der lächelte grimmig.

„Und den Wörtern van der Straats fasse ich doch! Verlassen Sie sich darauf, meine Herren! Auch ohne die hunderttausend Mark!“

Kettler wandte sich wieder zu Hüllern.

„Wir werden Ihre Aussagen nachprüfen. Haben Sie uns sonst noch etwas in dieser Sache zu sagen?“

„Für heute nicht“, lächelte der Baron verbindlich.

Der Landgerichtsrat nickte und drückte die Klingel.

„Der Gang schoben sich zwei Polizisten herein und blieben stumm stehen.“

„Führen Sie den Untersuchungsgefangenen ab!“ sagte Kettler.

„Nicht anfassen!“ herrschte Hüllern den Mann an, als der ihn beim Arm nahm. „Ich kenne den Weg schon.“

Ruth Schauenberg und Egon Theburger waren nach ihrer aufregenden Flucht aus Berlin ohne weitere Zwischenfälle in anstrengender Fahrt, die sie auf zwei Nächte verteilten, nach München gelangt und gleich zum Starnberger See weitergefahren.

Dort fanden sie in Tugling, unmittelbar am See, neben dem Heinrich-Bögl-Platz, oberhalb von jedem Verkehr, ein kleines Landhaus, das infolge des schlechten Sommers zufällig freiland, und das sie unter fremdem Namen mieteten. Ihren Wagen hatten sie im Hotel untergestellt.

Trotz der vorläufig gelühten Flucht wollte kein richtiges Sicherheitsgefühl bei ihnen aufkommen. Sie trugen sich ernsthaft mit dem Gedanken, weiter über die Grenze ins Ausland zu fliehen, doch fehlten ihnen hierzu die nötigen Papiere. Mit ihrem richtigen Paß konnten sie den Grenzübertritt nicht mehr wagen. Sie mußten damit rechnen, daß alle Polizei- und Grenzstationen schon mit Steckbriefen alarmiert waren.

Welches Aussehen ihre Flucht in Berlin erregt hatte, ersehen sie aus den Artikeln der Presse; selbst die Münchener Zeitungen brachten über den Fall ganze Spalten.

Daß ihr Steckbrief auf knallrotem Papier, mit der Ueberschrift „Rord!“ und mit ihren Bildern, schon an allen Bahnhöfen hing, wußten sie noch nicht, da sie niemals ausgingen und auch keinen zu fragen sich getrauten. Sie ahnten es aber.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Winter entgegen

Wirtschaftliche Wochenchau

Es liegt da der Winter vor der Tür steht, gibt es jahreszeitliche Verschlechterungen durch die Arbeitsbeschaffung ausgleichend. An Arbeitsbeschaffungsmitteln haben zur Verfügung ein Drittel von dem 167 Millionen umfassenden Arbeitsbeschaffungsprogramm Ravens und Brünings, 600 Millionen RM. und das rund 2 Milliarden RM. umfassende Arbeitsbeschaffungsprogramm der Regierung Hitler, von dem 3 Fünftel bewilligt sind. Dazu kommt noch der Plan der Reichsautobahnen. Diese bewilligten Mittel können jetzt eingesetzt werden und damit die jahreszeitliche Verschlechterung ausgleichen.

Dah die Wirtschaft aus sich selbst heraus mit neuem Schwung aufwärtsstrebt, mögen nachstehende Zahlen beweisen: Die Beschäftigung der Arbeitskräfte stieg von Februar bis September 1933 von 24 auf 44 Prozent. In der Industrie wuchs die wirklich geleisteten Arbeitsstunden in diesem Jahre um rund ein Drittel an. Die Kohstoffherzeugung ist um rund 60 Prozent, der Inlandsverbrauch von Eisen je Kopf der Bevölkerung um 112 Prozent, der Index des Zementverbandes um 26 Prozent, der Gesamtindex der Rubras 106, um 28 Prozent höher als im Vorjahr. Es wird heute mehr gebaut als vor einem Jahr uhn.

Verschiedene Werke konnten ihre Belegschaft erheblich steigern. So trifft die IG Farbenindustrie Vorbereitungen, um 1500 Personen mehr einzustellen. Die Elektro AG. konnte ihre Belegschaft um 30-40 Prozent ausdehnen.

Eine Sonderstellung nimmt das Textilgewerbe ein. Es hatte infolge der Uniformkonjunktur einen gewaltigen Aufschwung erlebt. Nachdem nun aber dieser Bedarf in der Hauptphase gedeckt ist, zeigt sich, daß der Bedarf für gewöhnliche Bekleidung stark zurückging. So unerfreulich ferner auf den ersten Blick der neue Verlustabschluß der Reichsindustriellen Anstalt Nürnberg ist, so dürfen wir nicht übersehen, daß diese Fabrik heute um rund 1500 Arbeiter mehr beschäftigt als vor einem Jahr. Trotz der trostlosen Lage der Industrie hofft die Verwaltung auf Besserung. Sie verlangt gemeinsames Vorgehen gegen die japanische und amerikanische Konkurrenz, und fordert außerdem, daß dem deutschen Unternehmer unter allen Umständen die Möglichkeit einer freien Betätigung seiner Initiative eröffnet werde. Für die Gesamtentwicklung der deutschen Wirtschaft erscheinen die Berichte der Gewerkschaften IG. und der Hoesch-Werke (Vergewerke) bedeutsam. Beide

schließen das Geschäftsjahr 1932/33 mit einem kleinen Gewinn ab und beurteilen die Zukunft günstig. Allerdings weisen sie auch einmütig auf die Notwendigkeit der gesteigerten Ausfuhr hin. Dem Aufstieg in der Eisen- und Stahlindustrie steht ein Aufschwung im Kohlenbergbau zur Seite. In allen deutschen Steinkohlefeldern - vom Aachener Gebiet abgesehen - konnte die Zahl der Beschäftigten heraufgesetzt werden, sobald im deutschen Steinkohlenbergbau heute um rund 14000 Personen mehr beschäftigt sind als vor einem Jahr. Ein besonderer Problem im Wirtschaftskörper bildet der Strompreis, dessen Höhe einer Wirtschaftsbelebung gerade nicht förderlich ist. Das Kernübel der Elektrizitätswirtschaft besteht nun darin, daß die Werke nur zu 25 Prozent im Jahresdurchschnitt ausgenutzt sind.

Die große Aktion für die Landwirtschaft kann man in drei Teile gliedern, in die Abfahrgestaltung, die Veranschaulichung der Landwirtschaft und die Erbhoffnung. Was nun der Abfahr betrifft, so gelang es, in diesem Herbst um rund 330 Tausend Getreide und um fast 2000 Tausend Kartoffeln mehr als im Vorjahr abzusetzen. Der Weizenverbrauch im deutschen Volk ging allerdings von rund 65 kg. jährlich (vor dem Kriege) auf rund 48 kg. im Jahre 1931/32 zurück. So kommt es, daß unsere 24000 Mühlenbetriebe nur zur Hälfte ihres Leistungsvormögens beschäftigt sind. Der Abfahr an Holz erfährt im letzten Jahr eine beachtliche Steigerung. So wurden in Süddeutschland im letzten Wirtschaftsjahr um rund eine Million Kubmeter oder fast 70 Prozent Nadelholz mehr umgesetzt, als im vorausgegangenen. Obwohl die Holzpreise anjagen, so dürften sie immer noch nicht genügen.

Der große Wirtschaftsaufbau ist im vollen Gange. Zur Zeit geht es darum, ob die Banken unter die engere Vormundschaft des Staates gestellt werden sollen. Wer aber die Banken besitzt, besitzt die ganze Wirtschaft. Wenn heute die Forschungsstelle des Handels den Großhandel als Kreditgeber und die Wichtigkeit des Personalcredits unterkreidet, so scheint sie damit gegen eine Verknüpfung des Bankwesens Stellung zu nehmen. Diese Ablehnung liegt man auch aus den Berichten verschiedener Industriezweige heraus.

So sehr auch eine allzu große Ausdehnung des Staates in der Wirtschaft abzulehnen ist, so dürfen wir über diesen sehr wichtigen Auseinandersetzungen nicht den bisherigen Fortschritt verpassen, von dem Dr. Höpfer mit Recht sagt: Es ist dies der Erfolg der klaren zielbewußten Führung Adolf Hitlers, die der Wirtschaft die erste Voraussetzung einer Gesundung, nämlich Vertrauen mit Stetigkeit, gegeben hat.

Qualität beim Leipziger Riedelverein noch reifer, abgeklärter, in größerer seelische Tiefen gehoben als beim Weidenschen Kammerchor. Die eindringliche Kraft der listigen Ausdrucksgehalt, die religiöse Anbrunn und Weibe erfährt gleich beim Arie eine Kraft des Seelischen und eine Schönheit des Klanglichen, daß man sich des zwingenden Einbruchs nicht entziehen konnte. Das Mozartsche Requiem wurde überdies abgebrochen, ehe der Schluss erreicht war. Am Ende des Tages wurde noch die „Hohe Messe in h-moll von Bach geboten. Doch werden die wenigsten Hörer um Mitternacht noch disponibel gewesen sein. Auf die Vorträge scheint die Programmleitung wieder mehr Wert zu legen. In der Tat ist der hier liegende Aufgabenkreis schon um demwillen wertvoll und dankbar, weil nicht jeder Hörer so musikalisch oder so aufnahmefähig ist, um dem Aufgebot an Musik mit Nutzen zu folgen. Zudem sind Themen wie die große Ravensburger Handelsgesellschaft von Allgemeinbedeutung für jeden Schwaben, als Zeichen, daß das Feld des Schwaben schon vor sechs Jahrhunderten die Welt war. Nicht umsonst stellte Schwaben drei Herrschergeschlechter, ist das Schwabenland das Feld großer Erfinder und Entdecker und ist der Schwabe siebentausendfünftel wie nur einer der deutschen Stämme; Barium sollen wir da unsere Vorfahren nicht im Aetherraum abgeben? In der Tat, haben wir etwas zu sein und zu geben und brauchen wir unter Nicht unter den Scheffel zu stellen. Nicht umsonst wird im Auslande der Stuttgarter Sender mit Vorliebe gehört.

Rundfunkprogramm

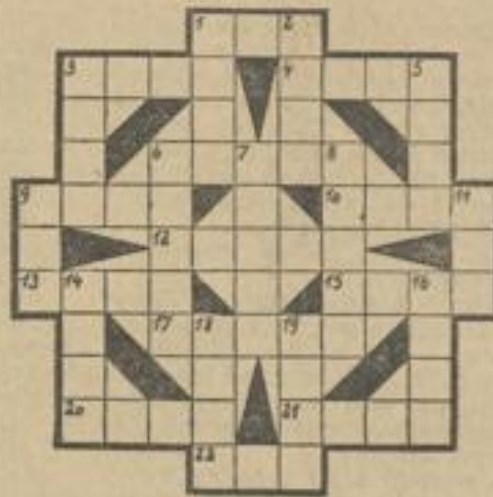
Freiburg i. Br. 527 kh 569 m
Stuttgart (Röhrlager) 883 kh 860 m

Sonntag, 26. November. 6.35 Bremer Hafenkonzert; 8.15 J. R.; 8.30 W.; 8.35 Gymnastik; 8.45 Ewng. Morgenfeier; 9.30 Feiertunde der Schwestern; 10.00 Rath. Morgenfeier; 10.45 Gedächtnisfeier der Schulen Hürttembergs für die Gefallenen; 11.30 J. S. Bach: „Ich hätte viel Bekümmernis“, Kant. G. K. R.; 12.00 Mittagkonzert; 13.00 Kleines Kapitel der Welt; 13.15 Konzert; 14.15 Stunde des Landwirts; Schweinemaß unter Berücksichtigung des Festprogramms; 14.30

Von musikalischen Menschen, Tieren und Dingen; 15.00 Kinderstunde; 16.00 Unterhaltungskonzert; 18.00 Beethoven, Klaviermusik; 18.50 Sportbericht; 19.15 Rebelmonat „November“, das 11. Kalenderblatt; 20.00 Orgelkonzert; 20.30 Maria Stuart, 3. Aufzug; 21.10 Abendmusik; 22.00 J. R.; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale R., W., Sport; 22.45 Schallplatten; 23.00 Nachtmusik; 24.00-2.00 Nachtmusik.

Montag, 27. November. 6.00 Morgenruf; 6.05 Frühkonzert; 6.30 Leibesübungen I; 6.45 Leibesübungen II; 7.00 J. und Frühmelod.; 7.10 W.; 7.15 Morgenkonzert; 8.15 Wasserhandmelod.; 8.20 Gymnastik der Frau; 8.40 Frauenfunk; 10.00 R.; 10.10 Orgelvortrag; 10.35 Trio Nr. 7 in B-Dur; 11.55 W.; 12.00 Mittagkonzert; 13.15 J. R.; 13.25 Lokale R., W.; 13.35 bis 14.30 Die Wiener Philharmoniker spielen und Paul Wender singt (Schallpl.); 15.30 Das deutsche Land - die deutsche Welt 8. Die Lüneburger Heide; 16.00 Nachmittagskonzert; 18.00 Franz. Sprachunterricht; 18.30 Technik auf der Straße; 18.35 Redentexte: Eine Viertelstunde lustiges und vorteilhaftes Rechnen; 18.50 J. R., W.; 19.00 Stunde der Nation „Die Wälfürer“; 20.00 Griff ins Heute (Aurameld.); 20.10 November 1933. Stegreifergeschichten aus der Gegenwart; 21.00 3. Montagskonzert des Frankf. Orch. Ferraris; 22.00 J. R.; 22.20 Du mußt wissen...; 22.30 Lokale R., W., Sport; 22.45 Schallplatten; 23.00 Nachtmusik aus Leipzig; 24.00-1.00 Nachtmusik aus Köln.

Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel

Waagrecht: 1. Kopfbedeckung, 3. Ladengerät, 4. Heißkörper, 6. Frauennamen, 9. Kletterpflanze, 10. Gartenfläche, 12. Dalkstid, 13. Zahlwort, 15. Sinnesorgan; 17. Heilmittel, 20. Fisch, 21. Blume, 22. räuml. Begriff. - Senkrecht: 1. Gelände, 2. Abgabe, 3. Raubtier, 5. Nebenfluß des Rheines, 6. Stadt im alten Griechenland, 7. Männername, 8. Geländeform, 9. Betenerung, 11. Getränk, 14. Körnerfrucht, 16. Erzählung, 18. Kindertraum, 19. Ritterfl.

Silben-Rätsel

Aus den Silben ach dah dau em er i ll fur ler ma man men ne ne neid nie rat re re re rie se se se sein si te te te und 14 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Stichwort ergeben.

1. Wegbiegung, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Hörperorgan, 4. Teil der Hand, 5. Gefäßglat, 6. großer Mensch, 7. Alarmvorrichtung, 8. Frauennamen, 9. Fluß in Ostdeutschland, 10. Berg in den Salzburger Alpen, 11. Teil des Wagens, 12. Raubtier, 13. Bauwerk, 14. Frauennamen.

Lösungen der letzten Rätsel-Ecke

Kreuzwort-Rätsel. Waagrecht: 2. Mies, 7. Rodus, 8. Adler, 9. Narne, 11. Alf, 13. Rad, 14. Rat, 16. Sieg, 18. Kete, 19. Divisor, 20. Elen, 22. Rifa, 24. Rat, 25. rot, 27. Kaa, 28. Barde, 30. Baron, 31. Oheim, 32. Aede. Senkrecht: 1. Röll, 2. Rubin, 3. Yar, 4. Sand, 5. Ake, 6. Demut, 10. Ratibor, 11. Aker, 12. Feder, 14. Maria, 15. Tegan, 17. Gin, 18. Pol, 21. Kafal, 23. Satin, 25. Rand, 26. Jdol, 28. Boa, 29. Ehe.

Silben-Rätsel: Voller Magen laßt das Fasten. 1. Venlo, 2. Ober, 3. Lotta, 4. Laffa, 5. Eva, 6. Reform, 7. Mutter, 8. Agathe, 9. Gobard, 10. Eltern, 11. Rubin, 12. Leonore.

Jeder ist verdächtig!

Rästel um den Tod des Malers von der Straat von Reinhold Eichacker.

45. Fortsetzung

Wie heißt der Mörder?

Nur nachts verließen sie ihr Zimmer, um in einem Boot auf den See hinauszu fahren und sich etwas Bewegung zu machen. Aber auch diese kleine Ablenkung wurde ihnen bald durch den dauernden Regen anommen.

Erdrücker ertrug die selbstgewählte Verbannung mit dem gewohnten Wohlsein. Aber Ruth litt entsetzlich darunter. Alles mußte sie hier entbehren: die gemüßliche Wohnung, ihren Beruf, den P-fall der Renne, Theater und Tanzlokale, Musik und Gesellschaft. Bad und Massage. Ihre Stimmung wechselte zwischen höchster Gereiztheit und tiefster Erschöpfung. Der ständige Regen trieb sie zur Verzweiflung.

„Ich werde verrückt in diesem Loch!“ (schrte sie einmal. „Ich halte dieses Leben nicht länger mehr aus! Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Wenn von uns nur endlich verhaftet wolle! Dann hätte man Ruhe!“

„Den Spaß kannst du haben!“ sagte Ehrburger trocken und drehte sich auf seinem knarrenden Bett. „Braucht Brandt nur eine Anstaltsorte zu schreiben!“

„Glaubst du, daß Brandt hinter uns her ist und ahnt, wo wir heben?“

„I wo! Der sieht gemüßlich oahem beim Kaffee, pfeift seine Beamten an, wenn sie von unserem Fall aus nur reden, und hat keinen anderen Gedanken und Wunsch, als uns die Sommerferien nicht zu verderben.“

„Ekel!“ Sie lief wild durch das Zimmer, daß die Diesel krachte. „Sprich doch ein einziges Mal vernünftig mit mir!“

„Wenn du dich selbst vernünftig benimmst - gerne.“ Sein heimlicher Blick traf sie ernst von der Seite. „Die Polizeimachne in Berlin läuft ganz automatisch. Liebes

Kind. Wir brauchen uns darüber nicht den Kopf zu zerbrechen. Da rennen zwei Menschenlein auf einer Scheide davon, um zu entfliehen, irgendwohin, oerabeaus oder im Kreise, und bilden sich ein, daß kein Mensch sie entdecke. Rennen wir eine Flegel am Fenster herauf und hinunter, rechts herum, links herum, und schließlich müssen sie doch einmal haltmachen. Irgendwo. Denn von der Erde kann keiner herunter. Ist wie in einem Käfig. Ka, dann sitzen sie fest und der andere, dem sie dannonlieken, nimmt ruhig seine Klappe und wischt ihnen eine. fixe Idee aller Fliedernden, daß keiner sie sehe, nur weil sie nicht willhaben. Weil sie vor sich selbst fliehen. Je mehr sie herumkommen, desto ordher wird die Gefahr der Entdeckung. Und dauernd vertriehen kann man sich auch nicht.“

Sie hatte den Kopf auf die Arme gelegt und schüttelte. „Du, Caon -“ begann sie nach langer, quälender Pause, „ich muß dir was berichten: Ich glaube, uns hat längst schon jemand gesehen.“

„Wer? Wann?“

„Als ich das Rennauto unterstellte. Wie ich da aus der Garage hinausging, fleg gerade ein dieser Mensch aus einem anderen Wagen, sah mich und kam auf mich zu. „Ah - welche Ueberreizung! Unsere oeffentliche Künstlerin!“ Gräß Gott in Bayern!“ Und all solche Sorüche... Ich erkannte ihn natürlich gleich. Es war der dicke Lemmer, dem ich damals so deutlich gebent hatte, als er zudringlich wurde.“

„Ja, und?“ drängte Ehrburger.

„Ja - ich aufste natürlich mit kleiner Bimper, machte meine unnahbarke Miene: „Sie scheinen mich zu verwirren, mein Herr!“ Und ging an ihm vorbei nach der Seepromenade.“

Caon sog heftig an seiner Riarre.

„Wenn du das Gesicht aufseest hast, dann wird er genau wissen, daß du's warst. Denn die Miene kennt er bei dir noch von damals.“

„Ich glaube, er wird uns verraten,“ sagte sie leise.

„Möglich. Wird auch nichts mehr ändern.“

„Caon!“ schrie sie wie von Sinnen. Grauen war in ihren Augen.

Er stand auf und ging nach dem Fenster. Minutenlang starrte er in den stömenden Regen.

„Manchmal ist mir, als sähe ich durch alle Wände hindurch, was in Berlin vorgeht,“ meinte er melancholisch. „Brandt kam während von Potsdam zurück, oder mo er sonst hinfuhr, fürmt zu Till oder Kettler - Stechbriefe hinter uns her - für die Presse ein Freffen. Sehe meine Anwesen schon bei der Arbeit. „Na ja, Ehrburger!“ Und erst beim Theater! Schod, daß man nicht dabei ist!“

„Aber wie kann man denn unsere Spur finden, wo wir hoch fort sind und nur bei Nacht fahren?“ fragte Ruth ängstlich. „Sie sind doch keine Helfscher.“

„Anderer! Brandt läßt einen Stechbrief los, hinter dem einen welchen Adriolett. Die Nummer, die kennt er. Dann meldet sich Schimmelmann. Ruh sich ja melden. Gräßlich, daß du mit dem Rennwagen getauscht hast, nennt Brandt dessen Nummer. Soll ich weiter erklären?“

Ruth fürchtete diese Gespräche, zu denen immer wieder die Angst sie trieb, aber die Hilfe der endlos schießenden Stunden, des quälenden Wartens in dem kalten, engen, unwohligen Zimmer waren härter als solche Furcht.

Sie mußte sprechen, um nicht mahnungslos zu werden; mußte fragen, um Ehrburgers ruhige Stimme zu hören, immer in heimlicher Hoffnung, doch noch die allfällige Rettung zu sehen, den Ausweg zu finden aus all diesen Mühen.

Eines Morgens hörten sie Schritte im Garten. Mit einem Sch waren sie aus den Betten und hasteten aufgeregt in ihre Kleider.

Caon schlich sich zum Fenster und sah durch die Ritzen der dreiten Gardine. Auf den ersten Blick glaubte er, in einem der Anführer Brandt zu erkennen. Da drehte der Herr sich zum Hause hinüber.

Es war ein ganz fremdes Gesicht; offenbar nur ein Kurgast, der sich ein Boot lieh.

Ruth hörte jetzt auch, wie der Fischer hinaufkam. Er brachte die Ruder, half beim Einsteigen, zeigte die Richtung. Die anderen fuhren nach Ambach hinüber.

Wie erlöst sahen sich beide an.

(Fortsetzung folgt.)



Die SA erobert Berlin

Ein Tatsachenbericht von den Kämpfen der NSDAP um die Reichshauptstadt von Wilfrid Bade.

Copyright 1933 by Verlag Knorr & Borchardt & Co., Berlin

und jetzt bricht hier draußen unter dem freien Himmel die Hölle los.

Es scheint, als ob hunderttausend Weiber zu heulen und zu kreischen beginnen.

Es mag dieser mörderische Kampf eine Viertelstunde gedauert haben, da weiß die SA, daß es ihr gelungen ist. Immer mehr Kommunisten jagen aus dem Raum und wenn einer von ihnen, der bewußtlos am Boden lag, jetzt aufwacht, sieht er, daß es in diesem Saal nur noch Sakentruyerer gibt. Und er hebt sich auf und schleppt sich schleunigst hinaus.

Jetzt wird die andere Seite der Schlacht sichtbar.

Der Saal ist ein einziges, furchtbares Trümmersfeld. Die Treppe, die zur Tribüne führt, das Podium, die Tische, die wenigen ganggebliebenen Stühle, der Boden, alles ist rot von Blut. Ein furchtbarer Geruch liegt über diesem verlassenen Schlachtfeld, auf dem jetzt Sanitäter umherirren.

Zehn SA-Männer müssen weggebracht werden, schwerverletzt.

Und während draußen auf der Straße die Kommune rasend tobt, steht drinnen auf dem Podium plötzlich der SA-Führer Daluoge, der die Versammlung leitet, an seinem Platz und sagt mit eiserner Ruhe:

„Die Versammlung wird fortgesetzt! Das Wort hat der Referent!“

Niemals werden es die vergessenen, die es miterlebt haben: inmitten von Blut und Tod, inmitten einer grauenhaften Landschaft von zerlegten Kronleuchtern, zerlegten Tischen, zerlegten Stühlen, inmitten eines Meer von Scherben und Splittern beginnt Doktor Joseph Goebbels zu der Versammlung von Rationalsozialisten zu sprechen.

Sanitäter und Kameraden schaffen die Verwundeten hinaus. Man hat nach den Krankenwagen telephoniert. Die Krankenwagen müssen gleich da sein.

Die Polizei läßt sich nicht sehen.

Schulz hat eine mächtige Schramme abbekommen, aber sie hat weiter nichts auf sich. Er macht sich um seinen Freund Karl zu schaffen, den er auf einmal aus den Augen verloren hat und den er nun ohnmächtig unten an der Treppe zum Podium findet. Er kann im ersten Augenblick nicht feststellen, was ihm zugestoßen ist und so nimmt er ihn auf seine breiten Schultern, um ihn zu einem Krankenwagen zu tragen. Als sie aus der Tür kommen, fährt Schulz erschrocken zurück und es ist zum ersten Male heute abend, daß er erschrocken ist. Aber hier draußen ist ja die Hölle los. Die Kommunisten stürzen sich hier auf die wehrlosen Verwundeten, und die SA-Männer, die herausgewirbelt kommen, können die armen Kerle gerade noch vor bestialischer Mißhandlung retten und wieder hinein in den Saal schaffen.

Drinnen hört man den Tumult. Und drinnen hört man plötzlich einen schneidenden Schrei: „Doktor Goebbels!“

Der Doktor unterbricht seine Rede, eilt hinunter und hinaus, wo die SA, mit Mähe die entmenschte Horde von ihren Verlegten zurückhalten kann. Und hier nimmt der Doktor Abschied von seinen schwerverletzten Kameraden. Er drückt jedem von ihnen die Hand, er spricht mit jedem von ihnen herzliche und tröstende und dankbare Worte.

Dann geht er in den Saal zurück und fährt in seiner Rede weiter.

Am Schluß seiner Rede spricht er von denen, die draußen in ihrem Blute liegen, und in diesem Augenblick spricht er das große und stolze Wort vom unbekanntem SA-Mann, „der Tag für Tag seine Pflicht tut, einem Befehl gehorchend, daß er nicht kennt und kaum versteht. Dem man vielleicht irgendwo und irgendwann den Schädel einschlagen wird, weil er groß ist, weil er über dem Mob steht und Wege weist seinem Volk voranschreitend. Der aber trotzdem still, feuch, groß und tapfer seine Pflicht tut, für ein Reich, das kommt. Vor ihm stehen wir in Ehrfurcht und nehmen die Klagen ab. Aus seinem Blute wird einst Deutschland auferstehen, aus dem Blute des unbekanntem Kämpfers, Gedenken wir seiner!“

Schweigend und erlähmt erhebt sich die Versammlung.

Dann marschieren die Rationalsozialisten, von SA geschützt, mitten durch die lobenden und brüllenden Chöre der Kommunisten ab.

Es war ein Abend, der die Bewegung in Berlin entschied. Der Aufmarsch der deutschen Freiheitsbewegung in der Reichshauptstadt hatte begonnen.

In den nächsten Tagen tauchen die Verwundeten in ihren weißen Verbänden wieder auf, sie tragen sie wie Orden. Die Augen des Doktors ruhen oft auf ihnen und er weiß, warum.

Aus 600 Parteimitgliedern wurden 3000.

„Berlin bleibt rot!“ schreit es von allen Säunen.

„Tod den Faschisten!“ künden die Kameraden.

Aber die SA marschiert.

Die SA schlug die Schlacht in den Pharus-Sälen, eine Handvoll Männer.

„Berlin bleibt rot!“

Aber Schulz und Karl gründen ein Sturmlokal.

Karl hat im Handumdrehen einen Keller ausfindig gemacht, einen richtigen, waschechten Zopffeller. Und das Beste an ihm ist, daß man nur von der Straße aus an ihn heran kommen kann. Den Hauseingang hat man unter Aufsicht, wenn man aus einer kleinen Pforte sieht. Diese Pforte liegt hinter dem Haustor und also kommt hier keiner herein, den die SA nicht hereinlassen will.

Die Fenster kann man verriegeln und außerdem von innen mit Holzläden zusperren.

Man konnte auch diese Läden noch mit Eisenblech beschlagen, meint Schulz, dann kommt keine Stugel durch. Und überdies sind die Mauern dick und solide und man kann Krach machen, soviel man will, es hört niemand im Haus und auf der Straße —

„Also“, sagt Schulz, „was nun?“

„Weißt du nicht so'n altes Feldbett?“ fragt Karl zurück.

„Ree, wozu ein altes Feldbett?“

„Fürs SA-Geheim!“

Schulz zieht die Stirn kraus. „Ree, ein Feldbett weiß ich nicht, aber Bretter weiß ich eine ganze Menge. Die liegen beim Volkspark. Die kannst du holen. Und dann kannst du ein Feldbett draus machen. Kannst sogar zwei draus machen. Zwei sind überhaupt besser.“

„Und Strohhäkel?“

„Reinlich, die stoppen wir selber zusammen.“

„Und denn unten bei Bett mit Gurte, was? Da pennt man viel schöner.“

„Und einen Tisch brauchen wir auch.“

„Selbstredend, und Stühle etwa nicht?“

„Und son Art Schrauf, was?“

„Und 'n Ofen, Reinlich, 'n Ofen! Im Winter woll'n wir doch auch da sein!“

„Is ja noch Winter, Mann! Also 'n Ofen!“

„'n paar Bücher wären auch ganz hübsch, was? Und 'n Schachbrett und 'n Kartenspiel!“

„Und 'n paar Kessel, nicht?“

„Ans Fenster 'n paar kleine Vorhänge, doch ganz nett.“

Bei dem Gedanken an Vorhänge, einem luxuriösen Gedanken, einer Vorstellung von Behaglichkeit und Sauberkeit, besteht Schulz darauf, auch einen Schuhabtreter anzuschaffen. „Der ferner sovielle Dreck in den Läden schleppt.“

Und dann werden sie übermäßig und großemwahnsinnig.

„Genen Zopp zum Kaffeelocher!“

„Und eine Lampe, Reinlich!“

„Und Decken zum Schlafen auch!“

Dann gehen sie also an die Arbeit. Schulz holt die Bretter und Karl, Erich, Fritz, Ede und Gerhard laufen an, zu baskeln und zu bauen, ein Arbeiter, ein Kollkutscher, ein Student, ein Kellner, ein Schupmann und Botenjunge. An jedem Abend klappern sie rüchschloslos und unachtsam die Parteigenossen ab und holen heraus, was überflüssig scheint und was nicht nötig und nagelstark ist. Daß sie bei einer solchen Tour zwei alte Steppdecken erwischt, macht sie für drei Tage selig.

Der Abend, an dem der Keller eingeweiht wird, ist ein Festabend für die ganze SA. Es ist nämlich das erste SA-Geheim in Berlin. Die erste Weib! Das erste Zuhause!

„Nun kann uns eigentlich nur passieren, daß der Bier uns rauspfeffert!“ sagt Schulz glücklich an diesem Abend und sieht sich in dem Palast um.

Karl fährt auf. „Was! Denn wird er für die Partei geküßt, dann schmeißt er nicht mehr.“

Und das zu tun wird sofort beschlossen.

Da sitzen sie nun und sind aufgehoben und beieinander: Karl framt eine ungläubliche Menge alter Wandervogellieder aus. Der Kollkutscher wird ehrgeizig und bringt ihnen eine ebenso ungläubliche Menge richtiger, destiger Berliner Gesänge bei und dann singt Schulz mal so auch Jux-Vieder aus der Kommunistengegend. Die sind im Handumdrehen umgedichtet und geben mit wenigen Veränderungen blutrünstige Rundgesänge.

Schließlich entdeckt Erich seine poetische Ader und von da ab reigen die ersten Stürmlieder in den verdunkelten Raum. Rundharmonika und Knautschkommode und Klampfen geben eine jänstige Begleitmusik.

„Die rote Front schlägt sie zu drei, SA, marschiert, marschiert. Die Straße frei!“

„Brüder in Zehen und Gruben, Brüder ihr hinter dem Pflug. Aus den Fabriken und Stuben folgt unseres Banners Zug!“

„Der mächtigste König im Lukazebier ist der sturmesgenalige Kar. Die Bögelein erzittern, vernehmen sie sein rauschendes Fingelpaar!“

„Wir sind die Hillegarde...“

„Draußen am Wiesentraud hocken zwei Dohlen...“

Das Heim wächst und blüht und wird immer heimlicher. Sie haben wahrhaftig sauberes, glattes Vinoleum schon auf dem Boden liegen. Der Kaufmann von nebenan hat es gestiftet. Sie haben einen Kanonensofen aufgestellt, da kann man Suppen und Kaffee kochen und ein Schnitzel braten, wenn man mal eines hat. Meistens hat man es leider nicht.

Eines Tages zieht Schulz ganz in den Keller. Er hat es mit der Angst zu tun bekommen, daß irgend jemand einmal all die Herrlichkeiten beschlagnahmte oder stehlen könnte. Außerdem meinte er, müsse jemand da sein, der die Befehle in Empfang nimmt und der eine Zentrale spielt.

So nach und nach finden sich nämlich gewisse Dinge ein, die bewacht werden müssen. Zum Beispiel die kleine Sammlung von Gummiträppeln.

Die ist sehr notwendig, denn schon hat die Kommune den Keller ausfindig gemacht, was ja weiter nicht schwierig war, und schon sieht man Burschen, die keiner von den SA-Männern kennt, in der Nähe des Hauses herumstrolchen.

Es ist die Zeit gekommen, da ein braunes Gend — in der Nacht auf der Straße getragen — den Tod bedeuten kann. Deshalb wird es immer häufiger, daß der eine oder andere von ihnen die Nacht über im Keller bleiben muß.

Schulz ist es, der eine unfehlbare Kasse für diese Lust draussen hat und er paßt auf, wie eine Mutter und wird grob, wenn es sein muß. „Du gehst heute nicht hier weg!“ knurrt er, wenn er etwas gerochen hat. „Hier haste ein Buch, oder willst Schach mit mir spielen. Oder wir fangen eens. Die Moskowier sollen talte Zehen kriegen. Hier bleibste.“

Er ist der Befehlshaber dieses Punktes unter der Erde. Er sichert die Fenster, er verriegelt die Tür, er legt sich auch vor die Luke und beobachtet die Straße.

Dann zieht er sich an den Ofen zurück und lieft Eichendorff, für den er eine abgöttische Liebe hat, seit Karl ihm zum ersten Male ein Gedichtbuch in die Hand gedrückt hat. Oder er brummt sein Lieblingslied vor sich hin: Argonner Wald um Witternacht. Das paßt beides zusammen. Durchaus.

An der Wand hängt eine große Halenkreuzfahne. Und Schulz träumt davon, daß dieses geheimnisvolle, magische Zeichen einmal über ganz Berlin wehen wird. Ach was, aber ganz Berlin, über allen deutschen Landen!

7.

Es ist ein aufgeregtes Frühjahr — — — Die SA, bedeutet schon eine Nacht. Ein paar Stürme können es schon wagen, in die Mark zu fahren und dort erzählen und beweisen, daß es jetzt in Berlin außer den Rotfrontmännern auch SA-Männer gibt.

In der Reichshauptstadt kummelt die SA, fleißig durch die Straßen, sie sehen sich das Gelände an, auf dem sie einmal, früher oder später, wieder kämpfen müssen. Man hat ihnen Befehle befohlen. Sie dummeln in Zivil, ohne das braune Gend, ohne die braune Hose, ohne die SA-Mähe.

Und Schulz paßt scharf auf, daß in seinem Bereich diese kluge Vorsicht eingehalten wird. Ein blutjunger Kerl kommt einmal freich, vergnügt und verwegen mit der SA-Mähe auf dem Kopf in den Keller.

Schulz staunt ihn an. „Du bist wohl ganz und gar blutjung geworden, was?“ lautet er grimmig. „Wenn sie dir bei 'ner Versammlung den Kopf eintrimmen, jenügt das, bastelste! Komm mir ja nicht so wieder.“

Der Junge sieht ihn etwas verständnislos an und dreht verlegen die Mähe in der Hand.

Schulz wird etwas milder. „Bist stolz uff die Mähe, nicht? Kannste auch, Kannste sehr. Is och eine Ehrenmähe, wie der Stahlhelm een Ehrenbedel. Hält nur nicht so viele aus. Reinlich, fiel nicht so dämlich. Wenn dir einer mit die Mähe nachts sieht, haste een Plasterstein im Genick und vier Messer mang die Rippen. Det is nur mal so in dieser kleinen Stadt. Aber id will dir wat verfidern: een lebendiger SA-Mann is mir lieber als

eener mit'm Kackrut. Und dem Führer och und allens zu seiner Zeit, bastelste!“

Der Junge fragt unsicher: „Wat soll ich denn mit die Mähe nun machen?“

Schulz wirft einen Blick an die Decke. „Afstressen sollste sie mich, Döskopp. Stroh je in die Tasche, Schach ihr ja nicht. Und sei stolz, daß du sie in die Tasche haste. Und nun mach seen ion verdoltertes Jesicht. Vorsicht is och die Mutter vom SA-Dienst. Und nu komm mon mit.“

Die beiden gehen schlendern.

Es ist ein Uhr nachts und die Straßen riechen ganz verrückt nach Frühling, nach März, nach lauen Winden. Mädchen spazieren langamer als sonst, und bleiben am Kanal stehen, sehen in die Bäume, sehen in das Wasser, sehen irgendwohin ins Weiße und träumen.

„Janz schöne Gegend“, stellt Schulz friedlich fest. „Bihden ville Häuser, keine Ausschicht, aber ganz nett. Wenn die Ballons mal blühen, sieht at ganz proper aus. Siehste, solange die Leute noch Blumenöpfe gießen, sind es eigentlich gar keine Kommunisten... Wat is denn det hier?“

Er ist an einer Hauswand stehen geblieben und da klebt ein Plakat des Rotfrontbundes. Die geballte Faust über dem Sowjetstern. Einladung zu einem Sektionsabend.

„Paß auf, ob wer kommt“, sagt Schulz vergnügt und der Junge geht einige Meter abseits und äugt nach allen Seiten. Schulz zieht sein Schultermesser und kratzt in breiten, schnellen Schritten das Plakat von der Mauer. Der Nachwind nimmt die Straße spielerisch mit und verteilt sie auf der Straße.

„Da drüben is noch ion Ding“, berichtet der Junge.

„Ra, dann paß nochmal auf“, sagt Schulz und wieder hat der laue Nachwind ein Spielzeug.

„Und jetzt“, sagt Schulz, „noch eine kleine Schleichpatrouille in den feindlichen Geben.“

Der Junge weiß nicht, was damit gemeint ist.

Sie kommen in die Halensheide und gehen gleichgültig an vielen Vergnügungstätten vorbei. Sie kummeln bis zum Hermannsplatz und biegen in die Bodminstraße ein.

Am dritten Haus auf der linken Seite sieht Schulz, was er zu sehen gehofft hat. Karl Schindler steht da und wartet. Schulz pfeift und Karl pfeift zurück und dann stehen sie zusammen. Schulz deutet auf den Jungen. „Hermann heeßt er“, sagt er.

Der Student gibt dem Jungen die Hand. Dann wendet er sich zu Schulz. „Ar. 37 ist es“, sagt er leise.

Schulz nickt zufrieden. „Eine Geheimdrucker“, erklärt er dem Jungen, „von der Kommune. Wozu sie eine Geheimdrucker brauchen, wech id nicht. Det wech nicht mal der liebe Gott. Sie können doch bei der Roten Fahne frei und offen allen Mü druden, den sie drucken wollen. Wolln uns mal den Betrieb ansehen. Lust sauber, Karl?“

„Im halb eins ist der letzte raus. Mit ner biden Aktentafel. Aber vielleicht habes sie eine Wache da gelassen.“

„Werdu wir gleich haben“, sagt Schulz, „wart mal, id habe mir doch eine Haarnadel eingesteckt. Hier is se.“

In einer halben Minute ist die Haustür geöffnet. Schulz scheint hier Befehl zu wissen.

„Grabe aus“, flüstert er, „und denn rechts. Paß ja deine Taschenlampe in Ruh, Hermann!“

Sie gehen auf den Zehenspitzen lautlos durch den Hausflur. Rechts geht eine Treppe nach unten.

Schulz geht voraus.

„Alles dicht?“ flüstert Karl.

„Alles dicht.“

Sie stehen im Dunkeln vor einer Tür. Schulz fühlt das Sicherheitschloß. Er sucht den Jelluloidstreifen aus einer Brusttasche. Eine Kette wird sorgfältig und sachgemäß aus dem Scharnier gedrückt.

Ein leises Knarren und dann stehen die drei in einem Flur, der nach ganz, Spitz aus, Farbe, Del und Terpentin riecht.

Karl schickt einen kurzen Lichtblick durch den Gang und an dessen Ende entdecken sie eine schwere, eisenschlagene Tür.

„Paßt auf! Marwaden auf!“ flüstert Schulz. Er kennt den Rummel.

Aber es geht alles gut. Diese Tür hat nur ein höchst einfaches Schloß und der Schwere springt sofort auf.

Die SA, steht in der kommunistischen Geheimdrucker. Die Fenster sind verriegelt, mit festen Läden verschlossen und dicht verhängt.

Sie stehen vor einem großen, roten Tisch und Karl pfeift zufrieden durch die Zähne. Da haben Sie ja alles, was sie brauchen und suchen. Da liegen Photographien in großer Anzahl unordentlich durcheinander, daneben Stempel, Pashformulare, Aufträge, Listen, Karten und Pläne.

„Ra also“, sagt Schulz und greift nach einem Heft, schlägt es auf, liest es hastig durch. „Nordliste“, sagt er und steckt das Heft zu sich.

(Fortsetzung folgt)